Erscheint täglich. Sonderbeilage „Sport-Nachrichten“, „Heimat und Ferne“ „Siderland“, soweit möglich bei den Anzeigen bis vorm

Geschäftsstelle

Nr. 240

TU Warn
zeug D. 1220
kartet. Di
Flugzeug entf
dam. An Bo
ker Bock und
wird in Anst
Zeitpunkt des
verhältnissen a

TU. Berlin
Luftbanse in
Funkspruch de
kelflugzeug fol
schen glücklich

TU. Hamb
1220 überflog
schönsten Wet
westlicher Rich

Bei

TU. Wa
flugzeug D. 12
Braunschweig
Reparatur
die erwiesen
zeug baldigst
folgende Tu
Flugzeug vora
ser verzichten.
nimm, dann
„Landung zwe
Landung Stam

Morgen

TU Hamb
erfährt, ist der
D 1220 nur
durch einsechs
wird aller Vor
starten. Heute
von Braunschw
geschleppt.

Die Heink
Tiefseedecker,
rückreichen, als
Hansa- und B
größten Ueber
Eindecker als
decker, ein ho
zeug, damals
punkt der Ent
arbeit immer
Typ HE 5 ent
sieger aus de
lastung und
neter Typ ist
geschäft worde
Fahrinder, 830
Wagnis der D
in dem stabile
eines wirklich
Das Mehrgewi
nötigten auf d
größten Benzin
verringernden
eingesetzt. Im
wie bei einem
dem Motor fle
gelverband und
eingebauten H
Benzin fehlt,
Liter Benzin n
von etwa 40
ausreichen.
150 Kilometer
Höchstgeschwind
Kilometer die
unmittelbar hi
so daß die Bes
gestattet ist.
für Sender, G
letzten Probefl
haltene Weltbe
Nutzlast bei ei
Benzin und 19

Der Führer
genieur Merz
Für den
daß er alles



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 41 Mittwoch, 12. Oktober 1927

Aus den mächtigen grauen Steinwänden weht die Kälte; ein hagerer Lichtstrahl nur geistert durch das vergitterte Fenster. Ein Stuhl aus der Zeit Ludwigs XIV., breit und dunkel gebeizt, steht im Raume, und hier verbrachte wohl der Gefangene Stunden und Tage ohne Ziel und Ende, den Blick auf die Einsamkeit des Meeres gerichtet.

Ein einziges Mal machte der Unglückliche den Versuch, aus dem Kerker eine Mitteilung an seine Mitmenschen gelangen zu lassen: Auf einen silbernen Teller ritzte er ein paar Worte mit der Messerspitze ein und warf den Gegenstand von der Höhe seines Fensters hinunter auf die Klippen.

Ein alter Fischer, der hier mit seinem Boote anhielt, fand das silberne Gerät und trug es in seiner Einfalt in die Festung hinauf. Der Kommandant ließ den Alten kommen und fragte ihn, ob er lesen könne. Der Fischer verneinte. Da atmete der Offizier erleichtert auf, sah dem alten Manne tief in das Antlitz und sagte, daß er unweigerlich dem Tode verfallen wäre, hätte er den Namen entziffern können, der auf dem Teller geschrieben stand. — Der Mann mit der eisernen Maske starb auf der Bastille zu Paris, wo er seine letzten fünf Lebensjahre verbrachte. Frantz-Funk Brentano veröffentlichte den amtlichen Auszug über seine Beerdigung, so wie er in den Archiven der Kirche Saint-Paul verzeichnet steht:

„Der Gefangene Marchioly, 45 Jahre alt, verschied auf der Bastille; sein Leichnam wurde am 20. November 1703 am Kirchhof St. Paul bestattet, in Gegenwart der Herren Rosage, Verwalter der Bastille, und Rulghe, Chirurg auf der Bastille. Gezeichnet: Rosary, Reilhe.“

Diese Eintragung ist das einzige geschichtliche Dokument über das tragische Geschehnis auf der Insel Sainte Marguerite.

—⊙—

Die Ohrfeige des Herzogs

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig hatte eines Tages von seinem Konsistorium erfahren, daß die Bauern eines Ortes mit dem Pfarrer im Streit lagen und den Sonntagsvormittags-Kirchgang boykottierten. Da wollte er selbst nach dem Rechten sehen. Er begab sich nach dem Dörfchen N. unweit der Landeshauptstadt und richtig, schon am frühen Morgen traf er einige der Bauern im Kruge an. Der Herzog, der einen langen, schäbigen braunen Rock und beschmutzte Stiefel anhatte, wurde von den Bauern keines Blickes gewürdigt. Er setzte sich an den runden Tisch. Die Bauern duldeten dies zwar, taten aber so, als wäre er nicht vorhanden. Nur der Schulze des Dorfes, ein boshafter und despotischer Mann der den Streit mit dem Geistlichen und Küster des Dorfes verschuldet hatte, wollte sich an dem Fremden reiben, der seinen Platz eingenommen hatte. Er ließ Schnaps kommen, trank davon, bot aber dem Fremden nichts an, sondern ließ den Krug mit den Worten: „Badder lat et rum gahn!“ (Gevatter laß es herumgehen) von rechts nach links gehen. Als der Krug unter dem landesüblichen Aufpochen mit dem Mittelfinger und dem „Wohl bekomm's!“ die Reihe durch bis zu dem gekommen war, der dem Fremden zur Linken saß, kommandierte der Schulze: „Badder, lat et wedder sau rum gahn!“ Dreimal wiederholte sich unter allerhand Bemerkungen dieser Trunk. Plötzlich sprang der Fremde auf und versetzte dem Schulzen eine derbe Ohrfeige. Ehe sich dieser von seinem Schrecken erholt hatte, knöpfte der Fremde seinen langen braunen Rock auf und zeigte seinen Ordensstern. Jetzt erkannten auch die Bauern den Fremden, als den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand. Schwer kam es ihnen an, ihren Landesherrn beim herkömmlichen „Wohl bekomm's!“ ausgelassen zu haben, denn dies galt in jener ehrbaren Zeit für handgreiflichen Schimpf. Der Herzog, der dem Schulzen eine derbe Ohrfeige versetzt hatte, forderte diesen nun mit den Worten: „Badder lat et rum gahn!“ auf, auch dem nächsten eine runterzuhauen und als dies der Fall war, ging es weiter, bis der letzte an der Reihe war: „Badder lat et wedder sau rum gahn!“ rief der Herzog energisch und dreimal, genau so oft, als man ihn beim herkömmlichen „Wohl bekomm's!“ übergangen hatte, gingen nun die Ohrfeigen die Reihe herum. Mit der Aufmunterung, nächsten Sonntag zur Kirchzeit wieder hier zur Stelle zu sein, schritt Herzog Wilhelm Ferdinand von dannen. Schon am nächsten Sonntag konnte ihm berichtet werden, daß die Bauern wieder fleißige Kirchgänger geworden waren.

Die Kaffeestadt

Von Sina Mansch-Rienecker.

Es läßt sich streiten, welches der schönere Hafen ist: Rio oder Santos. Aber Santos hat die besseren Austern. Sie sind weltberühmt. Ich erinnere mich eines alten Gourmets, eines Deutsch-Argentiniers, der viermal im Jahre eine Spritztour nach Brasilien machte, nur um diese Tiere in ihrer ursprünglichsten köstlichen Frische über den verwöhnten Gaumen gleiten lassen zu können.

Es ist amüsant, im Auto über die Bucht gesetzt zu werden, wenn der Meeresgischt in die offenen Fenster spritzt. Der Fährmann, ein typisches Gemisch von Neger und Brasilianer, grinst uns zu: „Ein feiner Motor, hein? und moter aleman!“

Und dann sausen wir durch Bananenplantagen und Palmenhaine und plötzlich ruft du: „Chauffeur, halt!“ — Ist es möglich, da diese zerfallene Negerhütte — wuchern dort nicht märchenhafte Orchideen auf dem halbverfaulten Holz . . und ach, diese blitzenden Funken darüber — sind es nicht flirrende Colibris, der Erde lieblichstes Wunder? — —

Heiß ist es in Santos und feucht. Der typische Malariaherd. Zwanzigtausend Neger gingen am Fieber drauf, als man vor Jahren den total verschlammten Hafen ausbaggerte. Was galt damals ein Neger! Ein wenig mehr als ein Hund.

Aber es ist heiß. Man wird durstig. Doppelt durstig, da fährt man gerade durch eine Reihe kriegerischer Kaffeebäumchen. „Chauffeur, zurück zur Stadt. Die beste Conditorei!“

Es ist entschieden die eleganteste in Santos. Hat kleine Nischen und silbernes Geschirr. Ein wenig störend für europäischen Geschmack die weißen Fliesen an Wand und Boden. Aber wie soll man sich wehren gegen diese brasilianische Hitze?

„Mozo, tres cafés!“ Der starrt uns verwundert an. „Drei Kaffee!“ wiederholen wir. Der Kellner mustert unsere elegante Kleidung und sagte: „O, natürlich, die Herrschaften wünschen Tee!“

„Dieser Idiot glaubt, ich wolle im Kaffeeland etwas anders trinken als Kaffee!“ grollt mutausbrichbereit unser frisch aus Europa importierter blonder Arzt.

„Mein lieber junger Freund,“ sagt da der alte Gourmet mit fauniſchem Lächeln, „hier kostet der Kaffee nur wenig mehr als Wasser. Kapprizieren Sie sich aber darauf, so fahren Sie ins Arbeiterviertel, er ist dort ausgezeichnet. In dieser „feudalen“ Conditorei gibt es nur Tee!“

Und so tranken wir Tee. Einen sehr schlechten Tee für sehr gutes Geld . . .

Aber die Austern zum Lunch waren desto besser gewesen.

—⊙—

Maru, das japanische Schiffssymbol

Fast alle japanischen Dampfer tragen als Zusatzbezeichnung zu ihrem eigentlichen Namen das Wort „Maru“. Woher stammt dieser Ausdruck, und welchen Zweck verfolgt man mit seiner Anwendung? Vor vielen Jahren wurde das Wort „Maru“ als Ausdruck der Höflichkeit gebraucht, besondern in Briefschlüssen. Später änderte sich das: die Höflichkeitsformel wurde Maro, während Maru eine Bezeichnung für die versch iedensten Dinge wurde, über deren Besitz man besondere Freude hatte. Ein Schwert von besonderer Güte, ein altes Erbstück usw. nannte man Maru. Gegenwärtig wird Maru für alles angewandt, wovon das Leben eines Japaners abhängt, also auch für das Schiff, das große Reisen zurücklegt. Bei Booten und sehr kleinen Schiffen wird das Wort Maru meist nicht hinzugefügt, da diese oft Frauennamen tragen und Maru nur hinter männlichen Namen vorkommt. Wenn in früheren Jahren ein Japaner eine lange Seereise unternahm suchte er sich im Hafen einen Menschen, der ihm eine unaufhörliche Fürsprache bei den Göttern sein sollte. Der Mann mußte sich aller körperlichen Genußmittel enthalten. Ging die Reise gut von statten, so erhielt er bei der Rückkehr eine Belohnung. Verlief die Reise schlecht, so bekam er Schelte und Prügel. Ging das Schiff verloren, so wurde er getötet, weil angenommen wurde, er habe sein Enthaltsamkeitsgelöbnis gebrochen. Dieser Mann wurde der Maru des Schiffes genannt und allmählich begann man dem Schiffsnamen den Namen dieses Mannes beizufügen. Das erste Schiff, das so getauft wurde, war die „Nippon Maru“, die im Jahre 1591 von Stapel lief. Eine gesetzliche Verpflichtung, die den japanischen Reedern vorschriebe, Maru hinter den Schiffsnamen zu setzen, besteht nicht. Aber alle Reeder fast ohne Ausnahme befolgen dieses ungeschriebene überlieferte Gesetz. Die japanischen Kriegsschiffe führen die Bezeichnung Maru übrigens nicht. — Es besteht noch eine andere Erklärung. Als Japan begann, mit fremden Ländern Handel zu treiben, und die Kaufleute Schiffe dorthin ausrüsten wollten, durfte kein Schiff Japan verlassen, solange nicht die Regierung die Erlaubnis dazu erteilt hatte. Als Beweis für die erteilte Zustimmung wurde dem Schiffsnamen das Wort Maru beigefügt. In der ersten Erklärung war gesagt worden, daß Kriegsschiffe und kleinere Kauffahrteischiffe die Bezeichnung nicht führen. Die Gründe sind auch nach dieser zweiten Erklärung einleuchtend: den Namen von Kriegsschiffen wird Maru nicht beigefügt, weil der Staat seinen eigenen Schiffen keine besondere Erlaubnis zur Ausreise zu geben braucht. Bei kleinen Schiffen erübrigt sie sich ebenfalls, da nur große Dampfer längere Ueberseereisen unternehmen können. E. R.

Am Ausguck

Italiens Zukunft liegt in der Luft.

Bekanntlich machen die faszistischen Führer Italiens große Anstrengungen, das Flugwesen auf eine solche Höhe zu bringen, „daß die Sonne durch die Masse der Flugzeuge verdunkelt wird“. Auf alle mögliche Weise wird für die Fliegerei Propaganda gemacht. Den Vertretern der Behörden, die mit dem Flugwesen überhaupt zu tun haben, wird nahegelegt, selbst die Pilotenprüfung abzulegen, um sich in in allen Fällen ein sachverständiges Urteil erlauben zu können. Anläßlich der großen Flugveranstaltungen werden Gratisfahrscheine ausgegeben, sodaß die Italiener ihre schöne Heimat umsonst vom Flugzeug aus bewundern können. Aber das genügt noch nicht, um den Fliegernachwuchs auf die gewünschte Zahl zu bringen. Daher hat die Regierung solchen Frauen, die sich als Flugzeugführerinnen ausbilden lassen, die gleichen Rechte hinsichtlich des Fortkommens in diesem Beruf zugesichert wie den Männern. Daraufhin wurde die erste Fliegerschule für Frauen ins Leben gerufen. Das Mindestalter für die Aufnahme ist 18 Jahre. Unverheiratete haben einen Einwilligungsschein ihrer Eltern, Verheiratete einen solchen ihres Gatten beizubringen.

Wahre Noblesse.

Eines Tages sprach Graf Landrecy, Gouverneur von Martinique, auf der Straße mit einem Kaufmann; ein Negersklave ging vorbei und zog den Hut, worauf der Gouverneur den Gruß auf gleiche Weise erwiderte. Der Kaufmann erlaubte sich, dem Gouverneur gegenüber zu bemerken, daß diese Erwiderung des Grußes eines Sklaven eine Erniedrigung der weißen Farbe sei. „Wieso?“ antwortete der Graf. „Es sollte mir sehr leid tun, mich in Höflichkeit von einem Neger übertreffen zu lassen.

König und Küster.

Als Karl XII. von Schweden die gute Stadt Görlitz besuchte, stand er auf der Höhe seiner Macht: er hatte den Kurfürsten August den Starken von Sachsen der polnischen Königskrone beraubt, und selbst Peter der Große von Rußland konnte dem schwedischen Eisenkopf nicht standhalten. Kein Wunder, daß die Reise des jungen Königs durch das Sachsenland eine gewaltige Menge von Neugierigen auf die Beine brachte. — Die bedeutendste Sehenswürdigkeit von Görlitz war damals die Peterskirche, in der sich die größte Orgel und die größte Glocke des Kurfürstentums befanden. Der Schwede, in dessen Heere noch immer die Frömmigkeit seines Ahnherrn Gustav Adolf herrschte, besichtigte die Kirche und ihre Sehenswürdigkeiten mit großem Wohlgefallen. Um so erstaunter war er, als sich der Küster seinem Verlangen, die Glocke doch einmal in seiner Gegenwart zu läuten, widersetzte mit der Begründung, das Läuten könne doch einen Auflauf erregen! Wenn der einfältige Küster es mit einem weniger großmütigen Fürsten zu tun gehabt hätte, wäre es ihm ob seiner Antwort sicherlich schlecht ergangen. Aber Karl XII. begnügte sich mit dem Hinweis, der Auflauf habe anläßlich seines Einzuges längst stattgefunden, der Küster möge also unbedenklich läuten. — Auch für die berühmte große Orgel der Peterskirche von Görlitz bezeigte der Schwedenkönig großes Interesse. Stundenlang hörte er dem meisterlichen Spiele des Organisten zu und ließ sich dann die Einrichtung des Instrumentes erklären. Mit besonderem Ergötzen vernahm er die Benennungen der einzelnen Register; eins z. B. hieß man den Jungfern-Baß.

Verantwortlich: H. Semmelmann. Altena.
Druck und Verlag: B. A. Santz, Altena.

Für einen Tag ins westliche Sauerland

Diesmal nehmen wir eine Sonntagskarte bis Iserlohn, die auch zur Rückfahrt ab Altena gilt.

Wir entsteigen bereits bei der Station Dechenhöhle an der Nebenbahnstrecke Letmathe—Iserlohn—Fröndenberg dem Zuge und besichtigen zunächst die unmittelbar an der Haltestelle gelegene Dechenhöhle. Aus den feenhaften Grotten dieser herrlichen Tropfsteinhöhle wieder ans Sonnenlicht emporgestiegen, wandern wir über Dröschede nach Iserlohn oder benutzen in einviertelstündiger Fahrt die nahe Straßenbahn bis zum Westbahnhof Iserlohn. Kannten wir die Höhle bereits, können wir natürlich gleich bis hier die Bahn benutzen. Vom Westbahnhof halten wir uns ostwärts durch die Altstadt, klimmen zur Hardt hinauf und folgen im Schatten des reichbewaldeten Mühlenberges und des Glüsings den Wegezeichen nach Ihmert zu, im letzten Stück mit schönen Ausblicken vor uns. Nach 2 Stunden, von Iserlohn aus gerechnet, haben wir das freundliche Dorf erreicht, dann halten wir uns kurz auf der Landstraße bis vor Elsenfohren, wo wir wieder ostwärts abbiegen müssen. Der bezeichnete Weg führt über die Giebel, durch prachtvollsten Mischwald, durchsetzt von Krüppelkiefern und Wacholderbüschen bis über Mannsgröße. Bei Dämmerung bieten diese Sträucher, plattdeutsch bekanntlich Machandelboom geheißen, ein gespenstisches Aussehen. Auf der Höhe treffen wir Hauptwanderstrecke 1 des Sauerländischen Gebirgs-Vereins und halten uns auf dieser südlich, bis wir nach 1 Stunde, ab Ihmert gerechnet zum Ehrenmal des Sauerländischen Gebirgs-Vereins kommen. Von diesem großzügigen Wanderheim mit Aussichtsterrasse erfreuen wir uns eines ganz ausgezeichneten Ausblickes auf die wildzerklüfteten nahen Lenneberge und Nebentäler bis hinüber zu den jenseitigen Höhen mit den Ortschaften Lüdenscheid, Halver und Wälingwerde; ganz im Süden noch der Homerturm und der Kolbturm auf dem Ebbegebirge. Dieser einzigartige Landschaftsausschnitt ist zu allen Jahreszeiten sehenswert; vom eisernen Aussichtsturm auf dem nahen Kohlberg (514 m hoch) hat man einen noch umfassenderen Rundblick. Nach entsprechender Ruhepause im Ehrenmal und nach Besichtigung seiner praktischen Räume sowie seiner mit Wandgemälden des heimischen Künstlers Schödder geschmückten Ehrenhalle führt uns die Hauptwanderstrecke 1 an der winzigen Hönnequelle entlang über das Einzelgehöft Höllenstein und die Ortschaft Nettenscheidt in 2½stündiger Wanderung bis Altena. Läßt es die Zeit eben zu, versäumen wir nicht, der kurz vor dem Kriege wieder aufgebauten Burg Altena, an deren Tor wir sowieso vorbeikommen, einen eingehenden Besuch abzustatten. Weit und breit bekannt ist das von dem kunstsinnigen Landrat Dr. Thomee geschaffene Burgmuseum, einladend auch die Burgschenke und für Uebernachtende die große Jugendherberge nebst Tagesraum in Gestalt einer Bauerndeele. Letztere wird von dem hier oben wohnenden Gründer des deutschen Jugendherbergswerkes, Lehrer Richard Schirrmann, betreut. Lohnend ist auch die Besteigung des dicken Turmes. Erfüllt von den mannigfachen Genüssen dieser Berg-, Wald- und Burgwanderung, setzen wir uns in Altena wieder auf den Zug.

Die Wanderung findet sich auf Blatt Iserlohn der Karte vom Sauerland 1:50 000 aus dem Sauerland-Verlage.

Das Pferd der Vorzeit

Von Heinrich Bandlow.

Das Torfmoor von Tribsees in Neuvorpommern ist eine unerschöpfliche Fundstätte von vorgeschichtlichen Waffen und Gerätschaften aus Stein, Eisen, Bronze, Holz sowie von Schädeln, Knochen, Geweihen, unter denen auch das Elen vertreten war. Ein besonders wichtiger Fund war ein wohlerhaltener Schädel von einem sehr alten Hengst, der einer kleinen, ponyartigen und breitstirnigen Rasse angehörte, wie ein solcher auch im Pfahlbau von Spandau ans Tageslicht gefördert wurde. Der Schädel kam in einer Tiefe von 3 bis 4 Metern zum Vorschein, und zwar nicht weit von einer Stelle, wo auch vorgeschichtliche Waffen und Instrumente gefunden wurden. Ein Lehrer, der früher in Tribsees war, erwarb den Schädel und sandte ihn an die landwirtschaftliche Hochschule in Berlin, wo Professor Nehring ihn zum Vergleich mit den Pferdeschädeln aus deutschen Diluvial-Ablagerungen heranzog. Unter den vielen Fundorten, aus denen man solche Reste unmittelbar neben denjenigen von Mammuth, Rhinozeros, Renntier, Hyäne, Wolf, Löwe usw. bergen konnte, seien nur genannt Westregeln bei Halberstadt, Thiede bei Wolfenbüttel, die Lindentaler Hyänenhöhle bei Gera, der Unkenstein bei Remagen. Nehring untersuchte nun die Frage, in welchem Verhältnis dies wilde Pferd, dessen Reste in unseren Diluvial-Ablagerungen vorkommen, zu dem heutigen Hauspferd steht.

Man kann zwei Hauptgruppen unter den zahlreichen Rassen des Hauspferdes, nämlich das orientalische und das occidentalische Pferd, feststellen. Bei dem orientalischen Pferde, zumal bei der arabischen Rasse, ist der Gehirnschädel stark entwickelt, die Pferde sind Breitköpfe, und es herrscht in vielen Punkten eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Esel. Das occidentale Pferd bildet den geraden Gegensatz zu dem vorigen. Der Schädel erscheint verhältnismäßig lang und schmal, die Stirnbreite ist gering. Das aus Nord- und Mitteldeutschland bekannt gewordene Diluvialpferd war ein großes, schweres Pferd, so daß wir es als den direkten Vorfahr des deutschen Pferdes betrachten dürfen. Anders steht es mit den aus alluvialen Ablagerungen, also Torfmooren, Pfahlbauten u. dergl. stammenden Schädeln, die einer kleinen zierlich gebauten, breitstirnigen Rasse angehören. Beide Rassen existierten in derselben Prärie.

Nach den Knochenfunden war unser Diluvialpferd ein mittelgroßes, untersetztes, dickknochiges Pferd, das vollständig die Statur unserer schweren Pferde, das vollständig die Statur unserer schweren Pferde geringerer Größe gehabt haben dürfte. Es läßt sich annehmen, daß die Behaarung, zumal im Winter, verhältnismäßig dicht und lang gewesen ist, da es unter rauhen klimatischen Verhältnissen leben mußte. Es sind auch mehrere charakteristische Darstellungen dieses Pferdes von den gleichzeitig lebenden Höhlenmenschen vorhanden. Diese bildlichen Darstellungen zeigen uns das Diluvialpferd lang behaart, zumal an Kinn und Kehle. Unser Diluvialpferd war ebenso wie dasjenige der benachbarten Länder Europas ein ungezähmtes, wildes Tier, das herdenweise in den Steppen umherschweifte.

Der schlimmste Feind des Diluvialpferdes war der Mensch. Die damaligen Menschen nährten sich ganz wesentlich von der Pferdejagd und verwerteten Knochen und Häute, Haare und Sehnen als nutzbare Dinge. So findet man noch jetzt die Reste flüchtiger Jägermahlzeiten.

Hier und dort wurden auch in der Diluvialzeit schon Anfänge in der Zähmung gemacht. Das Aufziehen und Abrichten wilder Tiere geschah zunächst ohne einen zu erwartenden Vorteil. Wie oft mochte es in der Diluvialzeit geschehen, daß der Jäger eine Mutterstute erlegte und das hilflose Fohlen bei der Leiche vorfand. Er brachte es mit leichter Mühe in seine Gewalt. Nicht immer wird er es erbarmungslos getötet haben. Aus Mitleid und Neugier nahm er es mit nach Hause als Spielgenossen der Kinder und zur eigenen Unterhaltung. Das junge Tier gewöhnte sich bald an den Umgang mit Menschen, zumal es seine Lebensweise wenig änderte, es wurde Spielkamerad der Kinder, die sich ihm auf den Rücken setzten. Sie fanden Vergnügen daran, sich von dem Füllen herumtragen zu lassen, sie lernten es lenken und erzogen das junge Wildpferd zum Reit- und Lasttier. Auf diese Weise ist der Mensch in den Besitz der Haustiere gelangt, nicht nur des Pferdes, sondern auch des Rindes, des Schweines, des Hundes. Es geschah das spielend, man kannte vorher gar nicht den Nutzen, den die Zähmung mit sich bringen konnte, und erst allmählich zeigten sich die Vorteile, die man daraus zu ziehen vermochte. — Unsere Hauspferde stammen also nicht aus Asien, sondern von unserem schweren, dickknochigen Diluvialpferd, dessen aufgefundene Knochenreste mit den jetzigen schweren Pferden übereinstimmen. Wann die Hausgewöhnung stattgefunden hat, wird niemals festzustellen sein.

Außer in Europa sind auch in Asien Pferde gezähmt worden; die asiatischen Hauspferde sind dann später teils mit wandernden Völkern, teils durch den Handelsverkehr in unsere Gegenden eingeführt worden, und zwar reicht dies Eindringen asiatischer Hauspferde nach Europa schon in die vorgeschichtliche Zeit zurück. Ob die kleinen, breitstirnigen, dünnknochigen Pferde schon wegen ihrer zierlichen Glieder zu der arabischen oder orientalischen Art gerechnet werden dürfen, wie dies einige Forscher tun, kann man dahingestellt sein lassen.

Es sind also schon in der Diluvialzeit Anfänge einer Rassenbildung des Hauspferdes zu beobachten. Die wilden, nicht ans Haus gewöhnten Pferde wurden im Laufe der Zeit immer seltener, man dezimierte ihre Zahl immer mehr und beschränkte ihr Weidegebiet derart, daß sie nur noch in den abgelegenen Moor- und Heidedistrikten sich halten konnten. Dennoch reichen die Nachrichten über wilde Pferde für Deutschland bis ins Mittelalter, ja zum Teil noch bis in die Neuzeit hinein. In der Steppe gedeiht das wilde Pferd am besten.

—⊙—

Der junge Rhein

Von Ferdinand Leopold Soeser.

Im Nachen hab' ich den heimlichsten Teil dieses Stromes besahren. Auf seinem Lauf durch die Schweiz ist der junge Rhein geblieben, wofür ihn einst auch in deutschen Landen die Dichter gepriesen. Kein Schlot, kaum ein Wehrbau entstellt hier den Anblick des Königssohnes unter allen Strömen. Was ihm an Mächtigkeit auch fehlt, bringt er an herber Unberührtheit vielfach ein. — Sogleich an seinem Austritt aus dem Bodensee, — hier Untersee geheißen, — fügt sich als erstes Kronjuwel das Städtchen Stein, ein schweizerisches Rothenburg, in seine Ufer. Dahinter hält Hohenklingen, so recht eine „Burg am Rhein“, Wacht. Auch während das grüne Wogenland den Thurgau durchmißt, weiß er, wenngleich zwischen flacheren Ufern, den Reiz stiller Idylle zu wahren. Bald legen die klaren Fluten um so unbändigeren Abenteuerdrang an den Tag; der größte Wassersturz Europas ist bekannt . . Dann aber bohrt sich der Rhein ganz in Verborgenheit ein. Bei dem Weiler Schaffhausen

hatten wir den Kahn bestiegen. Engende Felsen zwingen die Wasser zu rascherem Lauf. Die Ufer sind dicht bewaldet; zur Rechten rauschen schon deutsche Wipfel! Wo einmündende Flüßchen Röhricht wuchern lassen, scheucht unser Nahen Wildenten auf. Aus einem hohen Horst stößt ein Reiher in den Himmel; der königliche Weih ist dieses adligen Gewässers würdig. Diesem Teil des jungen Rheins — er schwenkt hier in scharfer Beuge aus südlicher Richtung steil nach Norden ab — gelten Gottfried Kellers Verse:

„Da zieht er hin, aus tiefer Brust
Mit langem, stolzen Odemzug.
Und über ihm spielt Sonnenlust
und Eichenrauschen, Falkenflug.
Kein Schloß, kein Damm ist in der Näh,
nur Wälder schauen in die Flut. —
Von Deutschland schwimmt ein fliehend Reh
herüber . . . . . "

Erst an dem alten Eglisau vorbei, — im nachbarlichen Glattfelden, hat der „Grüne Heinrich" seine Anna begraben, seine Judith geküßt, — einem zweiten, nun künstlichem Sturze entgegen, beginnt der junge Rhein, menschlicher Betriebsamkeit sich zu gewöhnen.

-⊡-

Die Ursache der letzten Erdbeben

Die ganz ungewöhnliche Häufung von Erdbeben im Laufe der letzten Zeit und insbesondere die es Jahr hat die Gelehrten veranlaßt, eine Erklärung für diese Naturerscheinung zu suchen. Zahlreiche seit Jahren angestellte Untersuchungen zeigen, daß eine Bruchlinie in der Erdoberfläche von San Francisco durch den Atlantischen Ozean, Mitteleuropa, Turkestan bis nach Japan verläuft. Das Vorhandensein solcher Bruchlinien, die auf die fortschreitende Abkühlung der Erde und die dadurch hervorgerufene Schrumpfung ihrer Oberfläche zurückgeführt werden, wurde von der geologischen Wissenschaft seit langem angenommen. Insbesondere hat der Leiter des Russischen Geologischen Instituts und Museums in Moskau, Professor Muskanthoff, sich mit dieser Frage beschäftigt und ist dabei zu interessanten Ergebnissen gekommen. Er ist auf Grund eingehender Untersuchungen und mehrerer Forschungsreisen, die er zum Teil selbst geleitet hat, zu der Ueberzeugung gelangt, daß die zahlreichen Erdbeben der letzten Jahre auf ein Abgleiten Indiens und Afrikas nach Norden, also auf Asien u. Europa zu, zurückzuführen sind. Nach ihm bilden das Erdbeben von San Francisco 1906, das Beben von Messina, die Erschütterungen in der Krim im Laufe dieses Jahres, in Armenien, ferner die letzten Erdbeben bei Samarkand in Turkestan eine zusammenhängende Kette, die mit den zahlreichen und verheerenden Beben in Japan abschließt. Professor Muskanthoff hat zur Prüfung seiner Theorie eine Reise nach Turkestan unternommen, wo er feststellen konnte, daß Formationen, die gewöhnlich tief im Innern der Erde liegen, über solchen Schichten lagen, die man sonst in der Erdoberfläche zu finden pflegt. Die Annahme des russischen Gelehrten wird übrigens von dem englischen Wissenschaftler Sir Richard Gregory bestätigt, der in der Lage zu sein glaubt, eine große Erdbebenkatastrophe für die nächste Zeit vorauszusagen. Sir Richard erklärte: „Die Erfahrung hat gezeigt, daß auf eine Reihe leichterer und mittlerer Erdstöße, wie wir sie in den letzten Monaten gehabt haben, ein schweres Beben mit größter Wahrscheinlichkeit zu folgen pflegt. Zahlreiche leichtere Stöße sind fast immer die Vorboten eines Bebens von ganz besonderer Heftigkeit. Der Umstand, daß im Laufe der letzten beiden Jahre die Zahl und Häufigkeit der Erdstöße immer zugenommen hat, läßt mich annehmen, daß ein großes Erdbeben in nicht ferner Zeit eintreten wird." — Die großen Weltstädte wie Newyork, London, Paris, Berlin, liegen glücklicherweise außerhalb der vermutlichen Gefahrenzone, wenn es auch nicht ausgeschlossen erscheint, daß in ihrer Umgebung ganz leichte Erdbewegungen beobachtet werden können.

-⊡-

Der Edelmarder

Von Hermann Löns.

Wohl kein Dichter ist so Besitztum unseres deutschen Volkes geworden wie Hermann Löns. Der unverbildete, gesunde Instinkt der Jugend hat Hermann Löns sicherer und richtiger gewertet als die zünftige Literaturkritik. Im folgenden geben wir eine kurze Tierschilderung die typisch ist für die Eigenart dieses Dichters und die wir seinem Werke „In Heide und Wald", Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin SW 61 (Prospekte gratis), entnehmen.

„Es wird Spätherbst. Der Oberholzhauer rastet den Dohnenstieg. Als er ihn nachsieht, ist hier eine Dohne ausgebeert und da eine, dort ist eine Schlinge zerrissen und hier wieder eine u. die Federn am Boden weisen ihm, daß irgendein Dieb die Kramtsvögel stahl. Der Förster pirscht zu allen Zeiten den Dohnenstieg ab und schießt jeden Häher im Holze ab, den er antrifft, weil er glaubt, das seien die Beerendiebe und Drosselräuber; aber nach wie vor sind die Dohnen ausgebeert, und immer wieder zeigen zerrissene Schlingen an, daß nächtlicherweise irgendein Untier dort sein Wesen treibe.

Er denkt schließlich, daß es wohl ein Marder gewesen sein könnte, denn frische Marderlosung findet er jeden Tag oben auf den Jagensteinen und auf den Bachstegen, aber das einzige was er im Schwanenhalse fängt, ist eine Krähe u. seine Tellereisen bringen ihm nichts weiter als einen Hasen und Aerger. Schließlich als alles Ansitzen und Passen und alles Fallenstellen nichts hilft, ergibt er sich in sein Schicksal.

Da kommt die erste Neue, und nun läßt er alle andere Arbeit beiseite und sucht Marderspuren. Er findet auch eine, und sie endet bei der dicken Eiche, unter der seit unvordenklichen Zeiten allerlei fahrendes Volk gern lagert, und sie darum die Laterneiche heißt. In ihrem Mittelaste ist ein Loch, und darin wird der Marder stecken. Der Förster stellt sich schußgerecht an, und der Oberholzhauer schlägt mit dem Beile gegen den Stamm. Der Marder springt nicht. Ein Junge wird hinauf geschickt; mit einer schwanken Gerte stochert er in dem Astloch umher; aber das Loch hat Windungen und die Rute trifft den Marder nicht. Noch einmal muß der Junge hinauf; der Förster hat aus dem Inhalte einiger Patronen, einem alten Lappen und einer Lunte einen Feuerwerkskörper hergestellt. Der Junge schiebt den Schwärmer in das Astloch, befestigt das Ende der Lunte mit einer Nadel, steckt es an, und rutscht schleunigst von dem Aste zur Erde. Angestrengt passen alle drei auf. Da schreit der Junge: „Da löppt he!" und zeigt auf das Dickicht. Der Förster macht ein langes Gesicht; der Marder ist aus einem verborgenen Ausgange des Astloches geschlüpft und hat, ehe der Förster ihn sah, die Dickung gewonnen.

Der Förster flucht und schimpft, aber das hilft ihm nichts. Jeden Tag spürt er den Marder oder findet frische Losung, aber alles Ansitzen nützt nichts. Er blättert die Jagdzeitungen durch und sucht noch neuen Fallen; er läßt Mord- und Würgefallen aufstellen, fängt auch Wiesel, Katzen und Iltisse, aber den Marder nicht. In der Fichtendeckung, wo die Fasanenfütterung liegt, findet er drei gerissene Fasanenhennen. Dem Pfarrer werden in einer Nacht zwölf Tauben gewürgt, dem Küster eine Ente im Stall gerissen. Da greift der Förster zum letzten Mittel, das er aus dem Grunde seiner Seele haßt, zum Strychnin.

Acht Tage lang legte er abends die vergifteten Spatzenköpfe und läßt die, die morgens noch vorhanden sind, wieder fortnehmen. Zuerst liegt das Marderweibchen tot im Vorholze; nach und nach folgen ihm seine drei Jungen, und als das Tauwetter den Boden frei macht, da findet der Holzhauer auch den alten Marderrüden verludert und unbrauchbar bei der Fasanenfütterung.

Den halben Winter haben die Enten auf dem Parkteiche und das andere Geflügel Ruhe. Im Februar aber kreischt und keckert es wieder in den Klippen. Zuviel Löcher und Spalten haben die Felsen, zuviel altes Holz steht am Berge, so wandern bald wieder Edelmarder zu und jagen und morden, wie es ihre Art ist."

-⊡-

Charakter des dalmatinischen Volkes

Von Dr. Fr. Schmalz-Frankfurt a. M.

Dalmatien, das Frühlingsland, das Ziel der Sehnsucht vieler Reisender, ist auf dem besten Weg, Italien ernste Konkurrenz zu machen. Die Schönheiten dieses Landes sind ursprünglicher und deshalb auch von nachhaltigerer Wirkung. Ob ich als Forscher, als Wissenschaftler, als Kunstverständige oder auch bloß als Schönheitsuchender in das Land komme — es bietet unendlich viel.

Reiseschilderungen über Dalmatien, Stimmungsbilder, gibt es in Fülle, dagegen scheinen die Reisenden im allgemeinen sich wenig mit der Bevölkerung und ihren Eigentümlichkeiten zu befassen. Und doch ist dieser Menschenschlag, an der Grenze des Balkan stehend, ethnographisch außerordentlich interessant. — Die Römer breiteten sich erstmalig zur Kaiserzeit über die Adria nach Osten hin aus. Die Legionen, die durch Dalmatinen zogen, die dort ihre Standquartiere hatten, haben sich mit der einheimischen Bevölkerung vermischt und ihr für einige Jahrhunderte ein besonderes Gepräge gegeben. Zur Zeit der Völkerwanderung zogen die Avaren und Chazaren auf der Wanderung nach Westen und Süden durch dieses Land. Der biologische Einfluß dieser Stämme scheint viel stärker zu sein als der der Römer, denn noch heute überwiegen in der Bevölkerung die Merkmale des mittelasiatischen Einflusses. Drei Eigenschaften kennzeichnen vorwiegend den Charakter des Dalmatiners: Er ist Südländer, Landmann und Slawe. Die landeseigentümlichen Eigenschaften sind eigentlich nichts anderes als das Produkt der klimatischen Einflüsse. Man macht dem Dalmatiner geringe Arbeitsamkeit, Mangel an Straffheit in den verschiedenen Lebensdisziplinen zum Vorwurf. Er hat es infolge des günstigen Klimas nicht nötig, so nachhaltig zu arbeiten wie die Bewohner eines Landes, das nur einen kürzeren und weniger heißen Sommer genießt. In Dalmatien beginnt der Sommer schon im April und ist im Oktober noch nicht ganz zu Ende. Es geht wider die Natur des Südländers, sich zu sorgen und zu plagen wie der Nordländer, da ihm der Boden mühelos das bietet, was er zum Lebensunterhalt braucht. Andererseits kann nicht verkannt werden, daß der Südländer viel anspruchsloser, viel weniger auf Bequemlichkeit und Genüsse bedacht ist. Diese Anspruchslosigkeit bedingt, genau so wie wir das bei den Negervölkern im Sudan beobachten können, einen Mangel an Erwerbssluft. Entsprechend der Bedürfnislosigkeit der Bewohner sind die Häuser sehr kümmerlich. Vier Wände mit einer türlosen Eingangsöffnung, unverglaste Fensterluken — das ist die Wohnung, zu deren Errichtung kein Baumeister nötig ist. Ein großer Herd steht auf dem gestampften Lehmboden, und der Rauch zieht durch eine Oeffnung im Dach ab. Im Winter aber wird auch noch diese Oeffnung geschlossen. Wir würden sagen, das ist gesundheitsschädlich, dabei muß der Mensch zugrunde gehen; und doch sieht der Dalmatiner nichts weniger als ungesund aus. Er ist sehnig, schlank und hochgewachsen. Sein Klima ermöglicht es ihm, viel Zeit im Freien zu verbringen; da draußen fühlt er sich weit mehr zu Hause als in seiner Hütte, infolgedessen ist auch die Tuberkulose nur in geringem Umfange verbreitet. Dazu kommt, daß er fast stets auf dem Boden schläft, lang ausgestreckt; deshalb sieht man fast ausschließlich hoch gewachsene Gestalten. — Der Hausrat ist auf das Allergeringste beschränkt. Ein großer Napf, aus dem alle gemeinsam mit dem Holzlöffel essen, ein Tonkrug für den Wein und ein Holzgefäß für das Wasser sind die Hauptstücke der Kücheneinrichtung. — Die bunte Tracht, in der wir den Dalmatiner von Bildern her kennen, ist ein ausschließliches Sonntagsgewand. An Werktagen trägt er ein rauhes, hausgesponnenes Hemd und eine pludrige weiße Hose. Die Füße stekken in den aus Rindleder gefertigten und mit Schaffellschnüren zusammengehaltenen Opanken. Auch diese Fußbekleidung ist dem Klima angepaßt, denn sie eignet sich nur für trockenes Wetter. Wenn Regengüsse kommen, löst sich das ungegerbte Rindleder wie ein Teig auf.

Die Stellung der Frau ist nicht besonders rosig. Sie arbeitet, und der Mann behandelt sie als Magd. Er verlangt von ihr die gewohnten Dienste, so lange sie sich auf den Beinen halten kann. Der Dalmatiner macht keinen Hehl daraus, daß er die Frau als Wesen minderer Art betrachtet; er steht hierbei noch ganz unter dem Einfluß der Ueberlieferungen aus der Urväter Zeiten. Vielleicht sind auch islamische Gedankengänge hier eingedrungen. Es ist in einer dalmatinischen Hütte ganz unmöglich, die Frau zu bewegen, sich mit dem Gast mit an den Tisch zu setzen. Das wäre ein schwerer Verstoß gegen die Hausordnung und würde insbesondere die Mißachtung des männlichen Gastes bedeuten.

Der Dalmatiner aus der Gebirgsgegend geht der Arbeit noch mehr aus dem Wege als der Bewohner des Tales und huldigt lieber dem Trunk. Es hat das wohl seinen Grund darin, daß in der Gebirgsregion des Karstes eine Arbeit überhaupt sinnlos ist. Wenn die schweren Regengüsse niedergehen, schwemmt das Wasser ohnehin jedes Krümchen Erde weg und damit auch alles, was man auf dieser Erde zu pflanzen etwa versucht hat.

Eine eigentümliche Einrichtung bildete bis vor wenigen Jahrzehnten die Sitte der Wahlbrüderschaft. Diese wurde sogar kirchlich gesegnet. Keiner der Wahlbrüder ließ den anderen im Stich, selbst nicht unter Gefahr des eigenen Lebens. Woher diese Sitte stammt und weshalb sie gerade in Dalmätien gepflegt wurde, hat sich nicht feststellen lassen. In den schwer zugänglichen Höhen des Karstes, wo meilenweit kaum eine Hütte zu finden ist, kann man allerdings verstehen, wenn sich die Menschen auf das Engste aneinander anschlossen und zum gemeinsamen Kampf gegen die Elemente vereinigten, die oben auf den Karsthöhen des Menschen Dasein und seiner Hände Werk bedrohen. Trotz dieser rein das Zweckmäßige betonenden Erklärung müssen daher auch noch andere Gründe für die Wahlbrüderschaft maßgebend gewesen sein. Dieser Sitte nachzuspüren, ist aber um so schwieriger, als offenbar auch über die Wahlbrüderschaft der Schleier des Geheimnisvollen gebreitet ist. Vielleicht bindet auch ein Eid die Junge der Wahlbrüder, so daß sie weder durch Bitten noch durch Bakschisch gelöst werden kann.

Der Dalmatiner ist Fremden gegenüber wortkarg. Aber wenn man sich näher mit ihm befaßt, wenn man ihn als das nimmt, was er ist, als Produkt seiner Umgebung, seines Klimas und seiner Lebensgewohnheiten, dann kann man wohl sagen, daß er von allen Südländern weitaus der sympathischste ist. Sein einfacher Sinn hat nur Raum für die Liebe zur Heimat, für Ehrlichkeit in Wort und Tat und für treues Festhalten an den Gewohnheiten der Väter. Je mehr aber die westeuropäische Kultur in die stillen Höhen des Karstes vordringt, je mehr Fremde dieses Land besuchen, desto mehr werden allerdings in absehbarer Zeit die guten Eigenschaften der Dalmatiner verdorben werden. In den Hafenstädten Sebenico, Spalato, Zara kann man heute schon die Wahrnehmung machen, daß die Dalmatiner dieser Gegenden sich als recht gelehrige Schüler für alle von Norden und Westen in das Land getragenen „Errungenschaften" westeuropäischer Kultur erweisen.

-⊡-

Lache, Bajazzo!

Als der römische Kaiser Augustus seinen Tod herannahen fühlte, ließ er sich festlich kleiden und salben, versammelte seine Ratgeber und Günstlinge um sich und rief ihnen zu: „Klatscht Beifall, Freunde! Habe ich nicht gut gespielt?"

Das Leben ist ein großes Marionettentheater. Drahtzieher meistern es, die Puppen aber zerrt es hin und her. Mehr als neunzehnhundert Jahre sind inzwischen seit der Sterbestunde des Augustus verflossen. Der Mann, der heute als ungekrönter Imperator die Geschicke Roms und ganz Italiens lenkt und — glaubt er selbst daran? — von der Wiedergeburt des römischen Weltreiches prophetisch spricht, Mussolini, ist wahrlich kein schlechterer Komödiant als Kaiser Augustus. Nur hat der Duce wie übrigens mancher prominente Mime den Fehler, ein wenig eitel und ungemein leicht verletzt zu sein. Kritik an seiner eigenen Person, an seinen Wirken verträgt er schlecht, wie mancher Vorfall aus der jüngsten Zeit beweist. Nimmt es da wunder, wenn die Beamten eines so diktatorisch regierten Landes wie Italien im Innern wie im Ausland mit Argusaugen darüber wachen, daß man den Duce weder angreift noch bespöttelt? Daß pflichtgetreue Gefster des Faschismus dieses Wächteramt gelegentlich übertrieben peinlich auszuüben scheinen, beweist ein lächerlicher Vorfall, der sich in Serbien, und zwar in Serajewo, der unheilvollen Stadt politischer Morde, kürzlich folgendermaßen zutrug:

Ein Wanderzirkus hatte sein Zelt dort aufgeschlagen, und Scharen Schaulustiger strömten allabendlich hinein zu jeder Vorstellung. Wie üblich trat dabei auch ein Clown in die Manege und unterhielt die Menge mit einigen derben Späßen. Sang auch ein Spottliedlein auf Mussolini, an dessen Text kein Mensch im Zirkus Anstoß nahm außer dem zufällig anwesenden italienischen Konsul. Dieser brave Mann schlug Lärm. Er protestierte energisch dagegen, daß sich ein Zirkusclown erdreistete, Mussolini öffentlich zu verspotten. Und was geschah? Der arme Clown ward unverzüglich an die Luft gesetzt und dem Zirkus entzog man halt die Spielerlaubnis. Im Namen der „Gerechtigkeit"!

Wie nun, wenn die Stadtverwaltung Serajewos sich dem Protest des italienischen Vertreters nicht rückhaltlos gebeugt hätte? Diplomatische Verwicklungen schienen unvermeidlich, falls man in Serajewo nicht kurzentschlossen nachgab. Allerdings. — es war ja nur ein „dummer August", der dran glauben mußte. Kein Imperator wie Augustus oder — Mussolini. „Lache, Bajazzo!"

Ein Volk von Hausierern

Ein englischer Reisender, der vor kurzem aus Südamerika zurückgekehrt ist, äußert in seinem Reisebericht sein Erstaunen, auf dem Dampfer, der ihn den Amazonas aufwärts nach Manaos brachte, dem am weitesten vorgeschobenen Posten brasilianischer „Zivilisation", eine Gruppe türkischer Händler getroffen zu haben. Hier liegt nun offensichtlich insofern ein Irrtum vor, als diese angeblichen „Türken" sicherlich entweder Armenier oder christliche Syrier aus der Gegend des Libanon gewesen sind. Woher sie auch stammen mögen, diese Levantiner haben sich, was wohl den meisten unbekannt ist, über die ganze Welt als Hausierer und wandernde Händler ausgebreitet. Man trifft sie in entlegenen Dörfern des westlichen Irland, wo sie Spitzen anbieten, die, wenn man ihrer Versicherung Glauben schenken wollte, mindestens von einer verarmten ägyptischen Prinzessin mit der Hand gearbeitet sind. Auf den Boulevards in Paris, in den Höhenkurorten der Schweiz, am Strande der eleganten englischen Seebäder bieten sie den reichen Fremden ihre Teppiche an — selbstverständlich nur die seltensten Erzeugnisse von Buchara und Kermanschah. In Kalifornien verkaufen sie silbereingelegte Pferden und türkische Pantoffeln, in Buenos Aires Feze und seidene Hemden. Es macht ihnen nichts aus, weit den Kongo oder den Amazonas hinauf zu fahren, und die Bazare des Ostens sind ihnen ebenso vertraut wie die Großstädte des Westens — Ueber die Geschichte dieser über die ganze Welt verbreiteten Orientalen weiß man wenig. Haben sie überhaupt eine Geschichte oder eine Tradition? Verbindet sie überhaupt ein gemeinsames Band? Und worin liegt das Geheimnis ihres Erfolgs? Denn daß sie vorwärts kommen, läßt sich nicht bestreiten. Vielleicht darin, daß sie außer ihrem Hausierhandel fast sämtlich noch irgend ein Handwerk verstehen, dem sie sich zuwenden können, falls der Handel nichts abwirft. Man findet unter ihnen hervorragende Bronzearbeiter, Zigarrentaschenmacher, und einzelne sind außerordentlich geschickt in der Ausbesserung alter Teppiche. Zudem sollen sie sich, zum mindesten in Amerika, glänzend darauf verstehen, von Eisenbahngesellschaften und Lagerhäusern „Entschädigungen" für beschädigte oder in geheimnisvoller Weise verschwundene Waren herauszuholen. So soll einer dieser tüchtigen Geschäftsleute den Grundstock zu seinem heute recht ansehnlichen Vermögen dadurch gelegt haben, daß er von einer Feuerversicherungsgesellschaft für ein bei einem Brande vernichtetes Gemälde den immerhin nicht zu verachtenden Betrag von fast zehntausend Mark bekam.

-⊡-

Kamelreiter in Süd-Afrika

Bekannt ist die „Berittene Polizei" Kanadas, die in den Einöden der Felsengebirge an der Grenze der Vereinigten Staaten ihren entbehrungsreichen und mühsamen Dienst verrichtet. Unter ganz anderen Verhältnissen, doch unter nicht geringeren Anstrengungen arbeitet die Kamelreiterpolizei der südafrikanischen Union in den weiten, einsamen Gegenden der Kalahari. Wenn sie auch Polizeibeamte sind, kennt lich an ihrer blauen Uniform, mit Karabiner und Revolver ausgerüstet, so spielt doch die Festnahme und Verfolgung von Verbrechern bei weitem nicht die Hauptrolle in ihrem Dienst. Dieser besteht in erster Linie darin, von den Eingeborenen die Steuern einzuziehen, die Viehbestände auf etwa vorhandene Rinderpest zu untersuchen, das Herannahen von Heuschreckenschwärmen zu melden, meteorologische Beobachtungen anzustellen und bei Wahlen die Stimmen der einsam wohnenden Farmer einzusammeln: wie man sieht, eine vielseitige Beschäftigung. Lange und gefährliche Ritte durch die Sanddünen der Kalahari nehmen einen großen Teil ihrer Zeit in Anspruch, gefährlich deshalb, weil in diesem von der Sonne ausgedörrten Lande Wasserlöcher schwer zu finden sind. Häufig sind die Reiter auf eine kleine Wüstenfrucht, eine Melone, Tsama genannt, angewiesen; andere Früchte kommen überhaupt nicht vor. Jeder muß daher, wenn er einen Ritt nach einem entlegenen Eingeborenendorf beginnt, sich mit genügend Wasser versehen; oft hat das Kamel für 14 Tage zu tragen. Ein Karabiner, um immerhin mögliche Angriffe wilder Buschmänner abzuwehren, Proviant, Decken und ein dicker Mantel vervollständigen die Ausrüstung, denn die Nächte der Kalahari sind meist bitter kalt. Tagelang sitzt dann der einsame Reiter auf seinem Kamel, schutzlos der sengenden Sonne ausgesetzt, Augen und Ohren voll feinem Sand. Kein Baum, kein Fluß unterbricht die Einförmigkeit der Wüste, kein lebendes Wesen bringt Abwechslung in die Eintönigkeit. Und alle diese Anstrengungen vielleicht nur, um von einem abgelegen wohnenden Farmer die Unterschrift unter irgend ein Schriftstück einzuholen.

-⊡-

Das Gefängnis der Eisernen Maske

Von Gabriele Hartenstein.

„Hic dolor, hic luctus perpetuus" („Hier der Schmerz und ewige Trauer"). — Die düsteren Worte, Ausdruck eines Schmerzes, der keine Grenzen, keine Ufer kennt, standen in Stein gegraben über der eisernen Pforte der berüchtigten Gefängniszelle auf Sainte Marguerite. Die Hand eines Unberufenen hat diese Worte hinweggetilgt; im Jahre 1794 fand man die Inschrift nicht mehr über dem dunklen Gelaß.

Das Wappen der Festung Sainte Marguerite indessen verewigt das Andenken des Erdarmungswürdigen, der in ihren Mauern schmachtete, beobachtet und bewacht wurde wie kein Zweiter, den die Weltgeschichte je gekannt hat. In dem schmalen Wappenfelde steht das von einer eisernen Maske eng umschlossene Haupt, und drei bourbonische Lilien umgrenzen es.

Der Name des Verdammten, der so rätselhafte Strafe trug, ist bis auf den heutigen Tag nicht bekannt geworden, wohl ein einzig dastehender Fall in der Weltgeschichte, und der Umstand, daß aus allen Büchern, Annalen und Archiven sein Name getilgt wurde, daß selbst die Papiere über seine Abstammung der Vernichtung anheim fielen, führt zu der Vermutung, daß der Eingekerkerte edlen, wenn nicht königlichen Ursprungs gewesen sein mußte. Was aber war der Anlaß zu seiner Haft und der düsteren Maskierung?

Niemand konnte das Geheimnis erfahren, selbst Choiseul nicht und nicht die Pompadour, denn der König verhielt sich auf alle Fragen einsilbig, ja abweisend.

Später ließ Marie Antoinette eifrig in geheimen Archiven suchen, und der alte Maurepas wurde auf ihren Wunsch von Ludwig 16. mit aller Eindringlichkeit nach dem Namen der Eisernen Maske befragt. Aber selbst Maurepas gab nur Vermutungen Ausdruck, und das Rätsel blieb ohne Lösung für alle Zeiten.

Voltaire hingegen behauptete, der Gefangene sei der ältere Bruder Ludwig 13. gewesen und vom König verbannt worden, weil dieser seinen Geist voll Ränke haßte und fürchtete. Nach der Meinung anderer soll es der Graf Herkules Mattioli oder Marchioly, ein Minister des Herzogs von Mantua, gewesen sein, aber auch für den Herzog von Vermandois wurde der Häftling gehalten und später für den Marquis von Beaufort.

Dies waren aber Mutmaßungen ohne jeden historischen Rückhalt, und je tiefer und undurchdringlicher sich das Geheimnis um den Verbannten legte, umso reger beschäftigte sich die Phantasie der Zeitgenossen mit der Frage nach seinem Namen und dem Verbrechen, das ihm so grausame Strafe eintrug.

Man wußte nur, daß dem Sträfling in seinem Kerker eine Behandlung zuteil wurde, wie sie nur Persönlichkeiten von höchstem Range zukam. Niemand durfte ihn anreden als der diensttuende Offizier; er trug Leinenwäsche und feine Kleider; die Speisen wurden ihm auf silberner Platte in die Zelle gebracht, und Sonntags kam ein Priester aus der Ortschaft Cannes, dem Unglücklichen die Messe zu lesen.

Diese Zeremonie war wohl der einzige Lichtblick im Dasein des Verdammten Noch heute steht, morsch und brüchig, mit einem Ueberzug aus rotem, verblaßten Samt, der schmale Betstuhl, wo der Einsame kniete, im Chorhaus der Kirche auf Sainte Marguerite.

Niemand machte den Versuch, den geheimnisvollen Gefangenen zu befreien, denn dazu bot sich keine Möglichkeit. Der enge Korridor vor der Zelle war zu beiden Seiten vermauert; ein dreifaches Eisengitter stand in der Fensterhöhlung, und nur durch das Zimmer des Kommandanten konnte man zu dem Unglücklichen gelangen.

Die Gefängniswärter schilderten ihn als einen schlanken, hochgewachsenen Mann mit Bewegungen voll Anmut und Adel, keiner aber hat je seine Stimme gehört oder sein Antlitz gesehen.

In dem engen, quadratförmigen Raume bewegte er sich, schlief und wachte jahraus jahrein, bar jeder Hoffnung auf Erlösung —